



Die Wiener Moderne braucht mehr Raum

In der Debatte um einen Lehrstuhl für Kunstgeschichte mit Fokus auf die Wiener Moderne missverstehen sich Befürworter und Gegner absichtlich.

VON STELLA ROLLIG

Vor drei Jahren wurde von der Österreichischen Galerie Belvedere eine wissenschaftliche Position ausgeschrieben: Gesucht wurde eine Kuratorin oder ein Kurator mit Expertise für die Kunst der Wiener Moderne, besser bekannt als „Wien um 1900“. Ich rechnete mit einer Fülle an Bewerbungen – was sich als naiv herausstellen sollte. Tatsächlich blieb die Zahl an einer Hand abzählbar, eingerechnet solche, die das geforderte Wissen gar nicht erst vorzuspiegeln versuchten.

Wir schätzten uns schließlich glücklich, mit Franz Smola einen ausgewiesenen Fachmann ans Belvedere zurückzuholen, der zwischenzeitlich das Leopold-Museum geleitet hatte. So ist zumindest für das Belvedere die wissenschaftliche Welt wieder in Ordnung. Beunruhigend bleibt die Erfahrung trotzdem.

Als die Moderne Galerie 1903 im Unteren Belvedere eröffnete,

wurde damit die Forderung einer starken Künstlerschaft erfüllt, die neben dem 1891 eingerichteten Kunsthistorischen Museum ein solches für zeitgenössische Kunst verlangte. Vermutlich in erster Linie, um das eigene Schaffen museal präsentiert und gesichert zu sehen – wer würde es den Künstlerinnen und Künstlern verdenken.

Dabei erschien eine ausschließlich österreichischer Kunst gewidmete Einrichtung weder den Künstlern noch der Kulturverwaltung angemessen: Nicht zuletzt dank des programmatischen Internationalismus, den Gustav Klimt, Carl Moll und ihre Mitsstreifer in der Secession vertraten, lautete das Mission Statement des neuen staatlichen Museums, sich der „österreichischen Kunst im internationalen Kontext“ zu widmen.

Dieser Gründungsauftrag der Modernen Galerie, die erst 1912 als Österreichische Staatsgalerie bezeichnet wurde, bleibt bis heute maßgeblich, nicht nur als Perspektive einer Kunstinstitution oder

kunsthistorischer Forschung. Das Österreichische im internationalen Zusammenhang zu verstehen, ist (nützliche) Grundlage der Lebens- und Erfahrungsgestaltung aller Menschen, die in diesem Land ihren Lebensmittelpunkt haben.

Gibt keinen Nationalcharakter

Um Missverständnissen vorzubeugen: „Das Österreichische“ meine ich in keiner Weise essenziellistisch. Es gibt keinen „Nationalcharakter“. Ich spreche von einem Territorium, auf dem sich Staatsformen entwickelt und einander abgelöst haben, um das Grenzen gezogen und verändert wurden, wo Gesetzgebung, Wirtschaft, Wissenschaft, Bildungseinrichtungen, Wohlfahrt etc. gewachsen sind, gestaltet und wieder neu definiert wurden, zu manchen Zeiten demokratisch verhandelt, zu anderen Zeiten autoritär oder gewalttätig. In diesen politischen, ökonomischen, sozialen Zusammenhängen hat sich eine spezifische bildende Kunst entwickelt – manchmal führend in

Innovationskraft und handwerklicher Meisterschaft im Vergleich zu anderen Zentren, dann wieder medioker, epigonal. Unbestritten als herausragend angesehen werden die Leistungen der Kunst in Wien um 1900, die international neben dem Barock als österreichische Kultur par excellence gilt.

Absichtsvoll missverstehen

In der Debatte um einen Lehrstuhl für österreichische Kunstgeschichte mit Fokus auf die Wiener Moderne scheinen sich Befürworter und Gegner absichtsvoll misszuverstehen. Den Schlagabtausch nähren unbedachte und problematische Formulierungen von „unserer“ Kunstgeschichte oder „unserer“ Kultur, die jede noch so konstruktiv gemeinte Stellungnahme angreifbar machen. Geht es schlicht um Postenvergabe? Lehrstühle sind rar und umkämpft. Dass gründliche und kontinuierliche Forschung zur Wiener Moderne unverzichtbar ist, hat bislang niemand bestritten. Wo soll sie angesiedelt sein? An der Universität, in der Akademie der Wissenschaften, in postgradualen Forschungseinrichtungen, in den Museen, im (horribile dictu, folgt man mancher Argumentation) Kunsthandel?

Die Antwort muss sein: an allen diesen Orten, in allen diesen akademischen und auch den wirtschaftlich orientierten Einrichtungen! Das viel beschworene „kulturelle Erbe“ ist Teil der Lebenswelt, es ist präsent im Stadtbild, in Amtsräumen, als staatlicher Zierlat, in Privatwohnungen und natürlich in den Museen. Es mag für den einzelnen Menschen nicht überlebensnotwendig sein, Geschichte und Hintergrund aller dieser Kunst zu kennen. Es wäre allerdings eine ungeheure Vernichtung von sowohl symbolischem als auch realem Kapital, das vorhandene Wissen verkümmern zu lassen und kein neues zu entwickeln. Entscheidend ist die ständige Anpassung der Forschungskoordinaten. Zeitgenössische Forschung muss bedeuten, die überlieferte Geschichte und ihren Ka-

non, ihre selbstzufriedenen Gewissheiten und Urteile umzupflügen, mutig hineinzugrätchen, das Unterste zuoberst zu kehren, Neues zu entdecken, nichts als gesichert zu akzeptieren. Neue Werkzeuge zu entwickeln, unbetretene Wege zu gehen, schräge Blickwinkel anzuwenden. Keine Heldenverehrung! Keine Gefälligkeitsgutachten zur Absicherung lukrativer Werte! Eine zeitgenössische Forschung zur „österreichischen“ Kunst muss dabei mit jeder Forschungsfrage, mit jedem Thema die eigene Definition des Österreichischen offenlegen.

Eine Beurteilung der Lehre und ihrer Schwerpunktsetzung am Institut für Kunstgeschichte maße ich mir nicht an. Meine Verwunderung über die mangelnde Resonanz auf eine Ausschreibung des Belvedere – bestimmt kein unattraktiver Arbeitsplatz, auch eine rare Einstiegschance für junge Absolventinnen und Absolventen des Kunstgeschichtestudiums – sei mir gestattet. Dass Studierende am Wiener Institut wenig Interesse an der Wiener Moderne haben, kann ich mir nur mit mangelndem wissenschaftlichen Mut erklären. Selbst wenn man Klimt für „ausgeforscht“ hält (womit man auf dem Holzweg wäre), welche geistigen Abenteuer könnte man mit Recherchen und Analysen zu Broncia Koller-Pinell, Helene Funke oder Elena Luksch-Makowsky und ihrem Netzwerk erleben! Dass keine dieser großen und durchaus einflussreichen Schöpferinnen der Wiener Moderne auf dem Gebiet des heutigen Österreich geboren worden ist, gibt den internationalen Kontext für aktuelle Forschung gleichsam vor.

Zu tun bleibt viel

Es bleibt viel zu tun für eine feministische Kunstgeschichtsschreibung (siehe die von Sabine Fellner versammelte Zahl von über 70 bis dato kaum bekannten Künstlerinnen in der Belvedere-Ausstellung „Stadt der Frauen“). Es gäbe enorme Notwendigkeit und Potenzial, von postkolonialen Studien für eine Betrachtung der „österreichischen“ Kunstentwicklung zu lernen. Raphael Rosenberg hat in seinem Beitrag („Die Presse“, 6. Juli) auf die aktive Methodendiskussion am Wiener Institut hingewiesen. Dieser Fokus stimmt hoffnungsvoll und ist die beste Voraussetzung für neue Forschungsansätze zur Wiener Moderne. 35 Jahre nach der nachhaltig wirksamen Imageproduktion der legendären Großausstellung „Traum und Wirklichkeit“ sind sie hoch an der Zeit.

DIE AUTORIN



Stella Rollig (* 1960 in Wien) studierte an der Universität Wien

Germanistik und Kunstgeschichte, arbeitete im Journalismus u. a. als Kunstkritikerin, bevor sie als Kuratorin in die Kunst wechselte und zwölf Jahre das Linzer Lentos-Museum leitete. Seit 2017 ist sie Generaldirektorin des Belvedere. 1994 gründete sie als Bundeskuratorin das Wiener Depot. (Foto)